

(Nachdruck verboten.)

## 48] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Nennet nur das Kind beim rechten Namen,“ äußerte Wendel Hipler mit einiger Schärfe. „Aber die Bauern sind keine Heidenreiter und Straßenräuber. Was da an Kostbarkeiten, Wein und Früchten in den Klöstern und Schlössern aufgehäuft ist, das ist dem Schweiß der Bauern von denjenigen abgepreßt, die faulenz.“

„Dann kann ich wieder nach Jarthausen zurückreiten, wie ich kam,“ rief Götz, indem er sich mit glühender Stirn erhob. „Mein Begehren ging auf einen Schutzbrief für meinen Bruder Hans und die Seinigen.“

„Da müßet Ihr Euch an den da wenden, das ist unser oberster Feldhauptmann,“ erwiderte Hipler, ohne dem Beispiel Götz's zu folgen, und deutete auf Georg Mezler. „Ich mache nur den Sekretarius, just wie Anno 1513 bei der von dem Herzog Ulrich und dem Grafen Georg von Hohenlohe eingesetzten Kommission, welche es mit Euch, Herr von Verlichingen, zu schlichten hatte, daß Ihr dem Antoni Wexler einen Wagen mit Kaufmannswaaren, so auf Straßburg ging, ohnweit Dehringen weggenommen hattet.“

„Der Wagen kam von Nürnberg und ich lag in ehrlicher Fehde mit der Stadt,“ erklärte Götz.

In den geistvollen Mienen des Kanzlers blitzte es ironisch auf. Aber er unterdrückte diese Regung und sprach mit Ernst und Nachdruck: „Heute giebt es nur noch eine einzige große Fehde: diejenige, in welcher die Bauern zu den Waffen gegriffen haben. Da ist es denn nicht mehr als recht und billig, Herr von Verlichingen, daß diejenigen, welche den Bauer zu diesem Kampf um seine Freiheit zwingen, auch die Kosten dafür tragen und zahlen. Und ich denke, Herr Ritter, haben's Adel und Geistlichkeit verstanden, ihrer Ausbeutung der armen Leute ein Mäntelchen umzuhängen, das sie Recht und Geseß nennen, so wird sich auch eine Ordnung für die Kriegskontribution, die jetzt der Bauer von jenen einziehen muß, finden lassen. Was aber den Schutzbrief anlangt, nun, Bruder Jörg, da könnte wohl Rath werden, was meinst Du?“

Dieser erklärte sich damit einverstanden. Wendel Hipler entnahm seinem Mantelsack Papier, Feder und Tinte und entwarf den Schutzbrief. Durch denselben gebot der oberste Hauptmann des hellen Hauses des Odenwaldes und Neckarthals männiglich, weß Standes oder Wesens er sei, wider Hans von Verlichingen, seine Diener, Unterthanen oder Verwandten im Argen oder Unguten, mit thätlicher oder gewaltfamer Handlung, in was Weg das wäre, nichts zu üben oder fürzunehmen, sondern ihn und der Seinen Leib, Hab und Gut helfen schützen und schirmen bei Verlierung Leibs und Lebens.

Götz schaute unterdessen, an den Enden seines Schnurrbarts lauernd, aus einem der Spitzbogenfenster, an das er getreten, auf den grünen, von dem Kreuzgang umschlossenen Rasenplatz, auf dem die Mönche begraben lagen. Kein Hügel, Kreuz oder Stein bezeichnete die Gräber. Der von den ersten Frühlingsblumen durchwirkte Rasen war ganz eben. An die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit alles Ehrgeizes dachte Götz schwerlich dabei. Jörg Mezler hatte sich in den Sorgenstuhl des Abts geworfen und gähnte vor Ungeduld. Einmal rief er: „Eile Dich, Kanzler, ich hab' einen ganzen Berg zu schaffen!“ Er entfernte sich auch ohne Umstände, nachdem Wendel Hipler den Schutzbrief vorgelesen und er ihn unterzeichnet hatte. Hipler setzte seinen Namen ebenfalls als Kanzler darunter und drückte sein Insignel auf das Papier.

„Jarthausen ist jetzt sicher wie in Abraham's Schooß,“ sagte er, dem Ritter das Dokument überreichend. „Ja, Herr Götz, es ist eine große Zeit, in der wir leben. Darum wundere ich mich, daß Ihr sie in Euren vier Pfählen versiget. Ihr scheutet doch sonst nicht Sturm noch Ungewitter.“

„Ein Heuchler bin ich mein Lebtag nicht gewesen,“ rief Götz mit einem tiefen Athemzuge. „So gesteh' ich Euch, daß es mit meinem Reiterblut ist, wie mit dem Wein im Faß,

der gährt, wann es Herbst ist. Die Pfaffen haß' ich und die Fürsten möchten uns ohnmächtig machen; ich nehme mein Wort nicht zurück. Und der Adel denkt wie ich, das weiß ich, und er folgte mir wohl. Aber —“ Er brach ab und begann mit schweren Schritten auf und ab zu gehen. Nach einer Weile blieb er vor Hipler stehen, der unterdessen sein Schreibgeräth weggeräumt hatte, rieb sich heftig die Stirn und sprach dumpf: „Reden wir nicht weiter davon. Dringet nicht weiter in mich. Ihr werdet es mir verübeln und auch der Adel; aber es darf nit sein.“

„Ich dringe nicht in Euch; aber Eure Worte will ich in einem feinen Herzen behalten,“ antwortete Wendel Hipler gelassen, gelassener als es dem Ritter lieb zu sein schien.

„Lebet denn wohl und Dank für die Mühe,“ verabschiedete sich Götz nach einem kurzen Zögern und griff nach seinem Helm. „Und wenn Euch Euer Weg nach Gundelsheim führt, Herr Hipler, so gehet an meinem Haus nicht vorüber.“

„Der guten Aufnahme gewiß, Herr von Verlichingen, mag es wohl geschehen, daß ich komme,“ erwiderte Hipler mit Bedeutung. Eine kleine Weile später stülpte er sein Barett auf und ging, um Florian Geyer aufzusuchen.

Auf dem Klosterhofe stand ein alter Ahorn mit weit nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Ästen, aus dessen dicken gelblichen Knospen bereits das junge Grün hervorschaute. Unter demselben hatte sich ein lebhafter Handel aufgethan. Ihr feiner Spürsinn hatte etliche Männer hergeführt, welche ihre gelben Hüte und langzipfeligen Kapuzen sowie ein gelbes kreisrundes Stück Tuch auf der linken Schulter als Stinder Israels kennzeichnete, wenn es ihr morgenländischer Gesichtsschnitt nicht gethan hätte. Den Bauern waren sie willkommen Käufer ihrer Beute. Da wurde denn um silberne Becher, Krustfingere, Abendmahlstelche und aus kirchlichen Geräthen herausgebrochene Edelsteine, um das Strömlin der Jungfrau Maria und ihre Festgewänder von starrer Seide, sowie um die Bestandtheile priesterlicher Trachten von feinen Weinen, Spitzen und Brokat, als Casula, Cingulum, Dalmatika, Alba, Pallium u. s. w. mit Streiten und Zanen gehandelt und gefeilscht.

Bruder Eusebius schaute aus der Ferne zu. Er hatte die Kapuze abgelegt und die weite weiße Kutte gegen einen kürzeren Arbeitsrock mit anschließenden Ärmeln vertauscht. In seiner Miene prägte sich nur zu deutlich die Wuth aus, die in ihm kochte, wie er diese heiligen Dinge von den schmutzigen Fingern der gottverfluchten Juden betasteten und hin und her wenden sah.

Wendel Hipler lächelte, trat zu ihm und sprach: „Frommer Bruder, auch der Jude ist ein Mensch wie Du. Der Gott, den Du anbetest, erschuf auch ihn. Aber Ihr, die Ihr Euch Christen nennt, habt ihn noch tiefer in den Schmutz getreten als die Bauern. Die Befreiung der Bauern wird auch ihn frei machen; denn das Evangelium der Freiheit wendet sich an jeden, der Menschenantlig trägt. Auch an Dich, Bruder Eusebius. Aber Dein Ohr ist taub. Warum? Weil Du nur ein halber Mensch bist, weil Du Dich durch dicke Klostermauern von Deinen Nebenmenschen abgefordert hast, nicht fühlst für sie und mit ihnen, nicht mit ihnen arbeitest für das Wohl aller. Schäm' Dich! Schäm' Dich der Knechtschaft Deiner Seele! Du bist noch jung und ein kräftiger Kerl; wirf ab die Kutte, die Dir die Hälfte Deiner Mannheit nimmt, in der Du nicht Fisch nicht Fleisch bist. Stecke Dich in einen Panzer, nimm ein Schwert zur Hand und werde selbst frei, indem Du für die Freiheit Deiner unterdrückten Nebenmenschen streitest.“

Er klopfte ihm auf die Schulter und ging. Der junge Mönch stand mit hochrothem Gesicht und starrte ihm mit wogender Brust nach; er wußte nicht wie ihm geschah. Kriegerisches Getöse riß ihn aus sich heraus. Wieder ließen sich Trommeln und Pfeifen vernehmen. Wendel Hipler ging ihnen entgegen und von allen Seiten strömten die Bauern herbei, um die heranziehenden Brüder zu empfangen. Der lange Gienhart und Leonhard Mezler aus Brettheim kamen mit der Rothenburger Landwehr, den Laudenbachern und Haldenbergstettern, denen sich die Weitersheimer angeschlossen hatten. Wie die Brandung aufgestürmter Wogen brauste der Jubel durchs Thal.

Begrüßt und begleitet von den alten Freunden und Bekannten, nahmen die neuen Ankömmlinge den Lagerplatz ein,

den ihnen Jörg Meßler nach Florian Geyer's Bestimmung neben der Schwarzen Schaar anwies. Während ein jeder sich einzurichten suchte, stand plötzlich die schwarze Hofmännin vor dem langen Dienhart. Simon, den sie schon Tags zuvor aufgesucht hatte, um sich zu erkundigen, ob die Nacht an dem Junker von Rosenberg vollstreckt sei, sagte ihm, wen er vor sich habe. Der lange Dienhart blickte sie mit einer Mischung von Mitleid und Verlegenheit an. „Arme Frau“, sagte er und faßte ihre knöcherne Hand, ohne ihre Ansprache abzuwarten, konnte er sich doch denken, weshalb sie kam, „wir hatten den Schutz und er hatte schon so gut wie die Schlinge um den Hals, trotzdem ist er entschlüpft.“

Ihre schmalen Lippen krümmten sich bitter. „Giebt's denn keinen unter Euch Mannsleuten, der hassen kann?“ rief sie. „Wenn Du ihn hattest, müßtest Du erst auf einen Strick warten, anstatt ihn mit Deinen Händen zu erwürgen? Und Du hast meinen armen Buben doch lieb gehabt, wie der Neuffer mir erzählt hat!“

„Freilich war er mir ans Herz gewachsen“, versicherte der Riese. „Aber der Ausschuß von Rothenburg hat dem Junker durchgeholfen, indem daß er uns gegen sein Leben die Bundsgenossenschaft der Stadt mit einem Eid gelobte!“

„Rothenburg im Bund mit uns, und das sagst Du erst jetzt?“ rief Simon erregt.

Die Frau lachte mit bitterem Hohn auf. „Zhr wollt frei werden und laßt Eure Feinde am Leben, die Gott in Eure Hand giebt“, rief sie schneidend. „Und der auch!“ fügte sie hinzu und deutete mit dem Finger auf Geyer, der hinterwärts von den beiden anderen sich näherte. Der lange Dienhart wandte sich um und ein froher Schein flog über sein bärziges Gesicht, als er seinen ehemaligen Hauptmann erblickte, der ihn mit den warmen Worten die Hand gab: „Grüß Dich Gott, Breimeken!“

„Zhr kennt mich noch und wißt noch meinen Namen, Herr Ritter?“ rief der ehemalige Lanzknecht hoch erfreut.

„Ich wußte schon, daß Du Dein Schwert von der Wand herunter gelangt hattest, alter Kriegstamerad“, erwiderte Florian Geyer mit einem freundlichen Blick. „Aber nichts mehr von Herr und Ritter; aus den alten Wämsten bin ich herausgewachsen.“

„Was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott“, sprach die schwarze Hofmännin.

„Seid Zhr so kundig der heiligen Schrift, gute Frau?“ fragte Florian Geyer. „Soll's mir gelten? Zhr wiejet vorhin mit dem Finger auf mich.“

„Dir soll gelten, daß Du die hohen Bäume stehen lässest“, erwiderte sie. „Was hilft's, daß Du Dein Herz den armen Leuten giebst und würgest den Wolf nicht, der sie mit seinen gierigen Zähnen bedroht?“

Florian Geyer schüttelte den Kopf; er verstand sie nicht. Sie antwortete langsam, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben: „In gleißend Stahl sah ich ihn entrinnen, wie dem langen Dienhart der Rosenberg. Schon einmal war er in Deiner Hand und Du ließeist ihn leben.“

„Sprichst Du von dem Göz von Verlichingen?“ fragte Florian Geyer. „Ich hörte, daß er hier war, um sich einen Schutzbrief für Saxhausen auszuwirken.“

„Gleichviel, um was er gekommen ist; ein Wolf wird nimmer zahm“, versetzte sie, „Du wirst es bereuen; denn ich sage Dir, Florian Geyer von Geyersberg, er wird Dich zerreißn, und uns alle. Sie müssen alle hin sein, die Wölfe, Bären, Löwen, Tiger, Adler, alle, alle; Gott will es!“

Sie schritt langsam davon.

Ihre Prophezeiung bewegte Florian Geyer nicht. Er würde darüber gescherzt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß ihr Haß aus dem unsäglichen Elend des Volkes aufbrodelte. „Geduld, armes Weib, wir werden das Elend ausmisten“, murmelte er ihr nach. Zudem kam Paul Jäckelamer dazu, und schon von weitem rief er dem langen Dienhart die Frage zu: „Ist's wahr, daß Zhr den Könnlein von Schäfersheim zum Tanz aufgespielt habt? Der Meßler erzählt es.“

„Die armen Zungferlein“, lachte jener in seinen Bart. „Sie flogen lustig in die Welt zurück wie gefangene Vögel, denen die Thür des Käfigs aufgethan wird.“

„Und dabei gerieth der Käfig in Brand“, scherzte der Fährndrich der Schwarzen Schaar.

„Durch Zufall“, zuckte der lange Dienhart leicht die Schultern. „Wir fanden die Zinsbücher und verbrannten sie, das war die Ursach. Dabei sind denn auch all die schönen Kerzen und Gotteslämmlein zerschmolzen, die sie von dem Wachs ihrer Bienen anfertigten und in Rom weihen ließen.“

Sie verdienten damit ein schön Stück Geld, das sie sorgfältig für uns aufgehoben hatten.“

„Und das ist nun verzettelt?“ fragte Herr Florian, die Brauen zusammenziehend. Seine Mienen wurden jedoch hell und er rihte befriedigt, als Simon Neuffer bemerkte: „Aber die Rothenburger haben einen guten Beute- oder Brandmeister. Schon in Reichardsrode haben wir ihn gewählt.“

Vom Kloster her erklang eine Glocke. Es war diejenige, die sich gewöhnlich nur vernehmen ließ, wann im Thale einer vom Leben geschieden war. Jetzt diente sie, um die Hauptleute zur Berathung zu rufen. Es gab viel zu berathen und zu schaffen, wenn die zwölf Artikel, welche das Programm der gesammten deutschen Bauernschaft war, erfüllt werden sollten. Ueber das Ziel waren wohl alle einig, die täglich in dem Konvent zusammen kamen, wo sonst die frommen Väter um das Reich Gottes und die Mehrung ihres Kloster-gutes gesorgt hatten, auch darüber, daß sie aus den Klöstern ausgeräuchert werden müßten, wie die Hamster aus dem Bau, in dem sie die Frucht des Bauern aufspeicherten, und daß die Burgen, in denen das Volk nur Zwingvesten sah, gebrochen werden müßten. Aber über die Mittel und Wege zur Freiheit gab es unter ihnen nur zwei klare Köpfe: Wendel Hipler auf dem politischen und Florian Geyer auf dem Gebiet des Krieges.

Florian Geyer hatte, seitdem ihm das Scheitern von Herzog Ulrich's Unternehmen die Brust befreit, auf Giebelstadt einen Feldzugsplan entworfen, den er nun mit Unterstützung Hipler's in den Grundzügen zur Annahme brachte. Danach sollten die Grafen von Hohenlohe, deren Besitzungen, wenn auch nicht als ein zusammenhängendes Ganzes, bis an das Gebiet von Rothenburg sich erstreckten, sowie deren Nachbarn, die Grafen von Löwenstein, Weinsberg und Heilbronn zur Bundsgenossenschaft mit den Bauern genöthigt und auf diese Weise Württemberg von der österreichischen Herrschaft befreit werden. Dann wollte man sich nach Franken wenden, wo der Hauptschlag geschehen, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg vertrieben, das mächtige Nürnberg in den Bauernbund aufgenommen werden sollte. Auf diese Weise verstärkt und auf dem rechten Flügel durch Württemberg unterstützt, traf der letzte, vernichtende Schlag den Schwäbischen Bund, der zu Ulm saß und dessen oberster Feldhauptmann, der Truchseß von Waldburg, gegenwärtig noch in österreichischem Solde, zur Zeit an der oberen Donau gegen die aufgestandenen Bauern operirte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Lohnlag.

Es war an einem Sonnabend-Morgen. Im Komptoir der Firma C. Berthold waren nur zwei Personen anwesend, der Inhaber des Geschäfts und sein Werkführer. Der Lehrführer und der Buchhalter waren in die Stadt geschickt, um Gelder einzulassiren.

„Sie sind also heut Abend um fünf Uhr pünktlich zurück, Herr Hansen, ich verlasse mich darauf. Sie kennen die Kerle alle persönlich; es wird Ihnen deshalb viel leichter als mir, die geeigneten zehn Mann von ihnen zu entlassen. . . Eins wollte ich Ihnen noch sagen. Mir gefallen die Lohnlisten gar nicht mehr; wir haben auch nicht einen einzigen Arbeiter mehr, der unter 30 Pfennig die Stunde arbeitet. Das kann so nicht fortgehen, es giebt Leute genug, die gern für weniger arbeiten. . . Ich habe dabei die feste Ueberzeugung, daß die ganze Bande, wenn sie nicht scharf kontrollirt wird, für 30 Pfennig nicht einen Schlag mehr thut als für 25 oder sagen wir 27 1/2.“

Herr Hansen pflegte für gewöhnlich nichts gegen die Ansichten seines Chefs einzuwenden. Auch heute warf er nur so nebenher die Frage auf:

„Wünschen Sie denn, Herr Berthold, daß sämmtlichen Arbeitern der Lohn gekürzt wird? Es geht zum Winter, und die Arbeitszeit wird auch kürzer.“

„Gerade deshalb, die Leute arbeiten jetzt unter jeder Bedingung. Wer absolut nicht will, wird eben entlassen. . . Ich versichere Sie, daß Sie selbst bei diesen Bedingungen nicht einmal die nöthigen zehn Mann herausbringen.“

Damit wandte sich der Geschäftsinhaber wieder seiner Zeitung zu. Hansen machte sich fertig seine eigentliche Arbeit, das Kontrolliren der Baustellen, zu beginnen. Er war Meister, Geschäfts- und Werkführer in einer Person, er haßte auch für etwaige Unfälle. Seine Hauptthätigkeit aber bestand in der Annahme und Entlassung der Arbeiter und in der Kontrolle der Bauten. Es war dies nicht allzuviel, und der Inhaber des Geschäfts hätte es wohl auch allein besorgen können, wenn seine Zeit nicht durch sportliche Passionen stark in Anspruch genommen wäre; überdies fehlte ihm jedes Verständniß für Arbeiter

und Arbeit. Hansen wurde so die Seele des Geschäfts. Da er aber aus jeder fertig gestellten Reparatur seine Procente bezog, war er außerordentlich dienstfertig und trieb alle Leute so an, daß in der Arbeit das Menschenmögliche geleistet wurde. Die Arbeiter nannten die Asphaltfabrik und Dachdeckeri von C. Berthold kurzweg „die Schinderbude“.

Es war bereits dunkel, als die ersten Arbeiter auf dem Hofe anlangten. In kleineren Trupps, wie sie gerade zusammen gearbeitet hatten, fanden sich in der nächsten Viertelsunde die meisten Leute in der Nähe des Komptoirs ein. Jeden Sonnabend bot der Hof das gleiche Bild. Ebenso war es von jeher üblich, daß die wenigen Schieferdecker, die beschäftigt wurden, ihren Lohn zuerst erhoben. Diese waren auch die einzigen, die zu einem tarifmäßigen Lohn arbeiteten; sie gehörten einer starken Organisation an. Man erlaubte sich auch bei der Auszahlung keine „Scherze“ mit ihnen. Man gab ihnen, wo es irgend anging, die Arbeiten in Afford. Damit war man diese unbequemen Leute los, die doch unbedingt gebraucht wurden, sollte dieser Zweig des Geschäfts, der immer noch reichliche Früchte trug, nicht ganz eingehen.

Die Mehrzahl der Arbeiter bestand aus „Schwarzkleinern“. Diese arbeiteten in Asphalt, Holzzement und Theer. Ihr Lohn schwankte zwischen 25 und 40 Pfennig für die Stunde. Kamen sie um Zulage ein, so war der Erfolg ihrer Forderung immer sehr zweifelhaft. Einen auskömmlichen Lohn bezogen höchstens die „Spachtler“, in einzelnen Fällen auch die Kolonnenführer, nämlich dann, wenn sie mit der nöthigen „Energie“ die Arbeit förderten.

Die Schieferdecker waren abgefertigt. Jetzt drängten sich die Schwarzen ins Komtoir. Das Scharen und Mäupern legte sich bald, und mit einer fast feierlichen Ruhe begann die Auszahlung. Hansen rief nun zunächst die anwesenden Kolonnenführer mit Namen und legte ihnen den Lohn aufs Zahlbrett. Während dieser Beschäftigung sagte er laut, ohne besonders dabei aufzusehen:

„Diejenigen Leute, welche 35 Pfennige und darüber verdienen, erhalten von heute an 5 Pfennige weniger pro Stunde. Den übrigen wird der Lohn nur um 2 1/2 Pfennige gekürzt. . . Wer damit für seine Person nicht einverstanden ist, der melde sich!“

Es war plötzlich unheimlich still. Einer blickte verstockt zum andern — so ganz unvorbereitet — daran hatte heute niemand gedacht — und sie waren fast alle verheirathet —

Nur einer drängte sich durch bis zum Zahlbrett und verlangte, noch ehe Hansen ihn einer besonderen Rede würdigen konnte, Buch und Karte. Beides lag schon bereit. Er wäre so wie so entlassen worden; denn er war „dreist“ — er opponirte zuweilen gegen allzu große Schindererei und gegen die Ueberstunden. Das störte den Frieden der anderen — er war Hansen längst ein Dorn im Auge.

So nahm er denn sein Geld und seine Arbeitspapiere und verließ mit einem kräftigen „Gute Nacht, Kollegen!“ die Schwelle.

„Sie sind also alle zufrieden,“ ließ sich Hansen wieder vernehmen, „es ist ja auch Ihr eigener Vortheil. Sie wissen ja, Sie haben bei uns den ganzen Winter Arbeit, — vorausgesetzt, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun und der Frost nicht zu hart wird. . . Mit einigen von Ihnen habe ich aber noch ein besonderes Wort zu reden — Habermann und die anderen fünf, die am Dienstag in Halsen gearbeitet haben — kommen Sie bitte etwas näher! . . . Wo waren Sie am Dienstag zwischen drei und vier Uhr? Bei der Arbeit habe ich Sie nicht gefunden.“

„Wir sind um drei Uhr von der Baustelle gegangen, weil es regnete — Sie haben ja erst kürzlich bekannt gemacht, daß die Regenzeit nicht bezahlt wird.“

„Ganz richtig, Habermann, Sie vergessen nur, daß es am Dienstag schon um 12 Uhr geregnet hat. Sie schreiben aber trotzdem auf Ihren Wochenzettel — Ihre Herren Kollegen natürlich auch — sieben Stunden! Ich habe Ihnen Allen selbstverständlich zwei Stunden gestrichen, und damit Sie zu solch dreistigen Vexellereien nicht wieder Gelegenheit haben, sehe ich mich leider genöthigt, Sie zu entlassen. Meinethwegen können Sie im Frühjahr wieder anfragen. . .“

Hansen kramte noch eine Weile unter den vor ihm liegenden Lohnzetteln, bis er noch dreie herausgefunden hatte; die legte er beiseite. Die Auszahlung ging nun schnell vor sich.

Gegen den Abzug halber und ganzer Stunden, gegen das Zusammenziehen der Ueberstunden mit dem üblichen Abstrich wehrte sich niemand — das war schon alt, und mit den längsten Debatten schlug man doch keinen Pfennig über die Summe heraus, die der Buchhalter auf dem Lohnzettel notirt hatte.

Allmählig leerte sich das Komptoir. Zuletzt waren nur noch drei Mann übrig. Diese ahnten nichts Böses, einer mußte doch eben der letzte sein — das war eben Pech und konnte jedem passiren. Sie hatten auch Zeit — ihre Frauen machten ihnen noch früh genug den Kopf warm, wenn das Kostgeld wieder knapper ausfiel, als sie gerechnet hatten — der Regenstunden wegen —

Endlich — der Lehrling reichte dem Buchhalter gerade einige Karten, in die er noch Marken nachgeklebt hatte — endlich mußten auch sie daran kommen.

„Haben Sie wirklich gedacht, Grube und Manzel und Sie da, daß ich Sie die nächste Woche noch arbeiten lassen würde? Dann ist das ein Irrthum — oder Sie haben ein schlechtes Gedächtniß; Sie waren ja gestern . . . befoffen.“

„Be—soffen waren wir gar nicht, Herr Hansen, das ist mit mal Ihrerseits ein sehr starker Irrthum; wir haben den Kessel leer und

die Arbeit fertig gemacht. Bei dem Dreck, den wir haben gestern verarbeitet müssen, muß man schon Nordhäuser drinken, wenn man nicht schlapp werden will. Befoffenheit ist wieder ne ganz andere Krankheit. Sie können et ja nächste Woche mal alleine probiren. Und nu geben Sie man die Papiere, die da hinter Ihnen liegen — wir haben nicht mehr zu verhandeln. Habe ich recht, Kollegen?“

„Haste — Er hat überhaupt einen sehr feinen Geruch um eignet sich damit ganz besonders vor'n Asphaltkessel.“

Im Nebenzimmer räusperte sich vernachlässigt Herr Berthold; aber er wartete noch, bis die drei mit ihrem Lohn gegangen waren, dann erschien er im Thürrahmen.

„Reches Volk, verdient noch viel zu viel. Sonst für Montag alles in Ordnung?“

„Alles, Herr Berthold!“

Draußen fuhr ein Wagen vor. Der Lehrling half seinem Chef dienstfertig in den Ueberrock. Der wünschte „Gute Nacht“ und stieg in seinen Wagen, der ihn in einen angenehmen Winkel der Hauptstadt führte.

Er bedurfte der Anregung. —

### Kleines Feuilleton.

Was eine einzige Granate vermag. In den Kämpfen bei Santiago wurde das amerikanische Schlagschiff „Texas“ von einer spanischen Granate getroffen. Ein englischer Korrespondent, der auf der „Texas“ war, beschreibt nach einem Bericht des „V. L.“ deren Wirkungen wie folgt: „Der Theil des Schiffes, welcher getroffen wurde, war die Zentralitabelle oberhalb des Schuttbekes. Die Wände des Schiffes bestehen hier aus 3/4 zölligen Stahlplatten. Die Granate durchschlug die Wand, als ob sie aus Papier sei, traf einen in der Mitte des Raumes stehenden Metallständer und explodirte etwa sieben Fuß von der Beplattung der Steuerbordwand. Bemerkenswerth ist, daß von den Stahlplatten keine Splitter und Trümmer nach dem Zureuen mit fortgerissen wurden. Sie ward in Streifen zerfetzt und in einer Weise nach rückwärts zusammengerollt, daß es den Eindrud machte, als ob das zähe Metall durch den Aufschlag und das Hindurchgehen des Geschosses halb geschmolzen sei. Der Stoß war aber nicht hinreichend, um die Granate zum Krepiren zu bringen; hätte sie den Ständer geschloß, so wäre sie möglicherweise auch durch die Steuerbordplatte gegangen und erst außerhalb des Schiffes krepirt. Unglücklicherweise stand der Ständer der Granate direkt im Wege, und die schwere Metallsäule leistete genügen Widerstand, um ein Krepiren des Geschosses zu bewirken. Die Wirkung war eine fürchterliche. Obgleich die Granate eine kleine, nur sechs Zoll im Durchmesser starke war und nicht mehr als siebzig Pfund wiegen konnte, so zertrümmerte sie vollständig alles in dem großen Raum, in welchem sie krepirte, während der durch die Munitionsaufzüge abwärts und in die anderen vorwärts gelegenen Abtheilungen gepreßte Rauch mehrere Minuten lang die dort sich aufhaltenden Mannschaften zu erstickn drohte. Der Ständer ward in einer Ausdehnung von zwei Fuß in Atome zermahnt, und die vorwärts gegen die Steuerbordwand fliegenden Sprengstücke der krepirten Granate bauchten die starken Stahlplatten nach auswärts bis zu einer Tiefe von drei Zoll aus. An einer dieser Stellen befand sich eines der dicken doppelköpfigen Winteleisen des Schiffsrumpfes. Diese starke Stahlrippe, die nahezu doppelt so dick und schwer wie eine Eisenbahnschiene, ward in zwei Stücke zerschnitten, als wenn sie aus Käse bestände, und fast zwei Fuß derselben wurden in kleine Stücke zerschnettet mit fortgerissen. Das Bodenstück der Granate riß in dem Stahldeck eine Furche, als wenn ein Pflug durch den weichen Boden eines Brachfeldes gegangen wäre. Es traf und zerbrach eine andere Rippe des Schiffes und zerbrach hierbei selbst wieder in zwei Stücke, die sich in eine dicht an der Steuerbordwand stehende Tarrulle, die um einen Eisenblock von 2 Fuß Umfang aufgeschossen war, bohrten. Tarr und Eisenblock bildeten Zylinder von etwa 4 Fuß Durchmesser. Das Tarrwerk ward bis auf das Holz durchschnitten und der starke Eisenblock in Splitter zerfetzt. Dieses eine Faktum würde genügend sein, um einen Begriff der erstaunlichen Kraft der modernen Geschosse zu geben. Ein Hagel von Stahlsplittern, die von der explodirten Granate selbst, von dem zerschnetteten Ständer und dem Winteleisen herrührten, segte an der Steuerbordwand etwa dreißig Fuß weit entlang, riß Bolzenköpfe ab, zerbrach Geschützgehäuse und streifte die Farbe ab, wie wenn ein Duzend Leute stundenlang mit Stahlmeißeln gearbeitet hätten. Jeder Mann im Raum wurde verwundet. Ein Kanonier ward von nicht weniger als fünfzehn Stahlstückchen, von denen jedes etwa von Haselnußgröße, getroffen. In dem Augenblick, wo die Granate krepirte, stand ein Mann gerade in ihrer Bahn. Er wurde buchstäblich in Atome zerfallen. Er sprach gerade mit einem Kameraden, der eigenthümlicher Weise nur durch den Luftdruck zu Boden geworfen wurde, sonst aber unverletzt blieb. Andere, dreißig Fuß von der Explosionsstelle entfernte Leute hatten bis zu zwölf Stücke der krepirten Granate in ihren Körpern. Bemerkenswerth ist die Kleinheit der Stücke, in welche das Geschöß zerprang; einige derselben wogen nur bis dreißig Gramm (eine Unze). Das einzige Stück von einiger Größe, welches später aufgesammelt wurde, war etwas weniger als die Hälfte des Bodens, wodurch sich noch feststellen ließ, daß das Geschöß eine sechs-zöllige, aus einem Hinterlader verfeuerte

Granate mit einem an der Spitze befestigten Perforationszylinder gewesen war.“ —

**Völkerverkunde.**

n. Indianerschulen. In den Vereinigten Staaten giebt es an zwei Orten, in Carlisle im Staate Pennsylvania und in Hampton im Staate Virginia, Schulen, die ausschließlich von Indianern besucht werden. Der Zweck dieser Anstalten ist der Unterricht von Indianern in Elementarfächern und in irgend einem Handwerk. Nach Vollendung ihrer Ausbildung werden die jungen Indianer zu ihrem Stamme zurückgeschickt, damit sie dort den günstigen Einfluß höherer geistiger Bildung auf ihre Stammesgenossen übertragen. Diese Hoffnung hat sich, wie die „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“ berichtet, als gänzlich verfehlt erwiesen. Die von der Schule heimgekehrten Indianer fielen in überraschend kurzer Zeit in ihre frühere Lebens- und Anschauungsweise zurück, nur fühlten sie sich mit der Erinnerung an die in der Zivilisation verbrachten Wochen unglücklicher als ihre Genossen, die von den Segnungen der Kultur ganz unberührt geblieben waren. Nur wenn die Jünglinge der Indianerschulen unter Weißen gehalten wurden, konnte sich ihre Bildung weiter entwickeln. Da es nach den bisherigen Erfahrungen aussichtslos erscheint, die Indianerstämme als solche zivilisiren zu wollen, und dieselben beim Fortgang des bisherigen Zustandes einem schnellen Aussterben entgegengehen, so wird jetzt seitens der Regierung ernstlich der Plan erwogen, die Stämme überhaupt aufzulösen und die einzelnen Indianerfamilien in verschiedene Ortschaften zu vertheilen. Nur so könnten sie, allein unter hundertern von Weißen lebend, für die Zivilisation gewonnen werden, wenn auch v. l. dabei nicht in eine bessere Lebenslage gelangen, sondern zu grunde gehen würden. —

**Aus dem Thierreiche.**

— Die Duftorgane der Schmetterlinge. Während die abstoßenden Gerüche vieler Insekten, durch die sie ihre Feinde abschrecken und sich mehr oder weniger unangreifbar machen, seit langem bekannt sind, richtete zuerst Fritz Müller die Aufmerksamkeit auf eine Klasse von Duftorganen, die namentlich bei Schmetterlingsmännchen vorkommen und dazu dienen, durch ihre Duftausstreuungen die Weibchen anzulocken, und die noch dadurch merkwürdig sind, daß sie häufig auch für Menschen höchst angenehme Düfte verbreiten. Es sind bei den Schmetterlingen Haar- und Schuppengebilde, die für gewöhnlich nicht offen der Luft ausgesetzt sind, sondern in besonderen Furchen, Schlitzen oder Taschen auf den Flügeln oder am Hinterleibe eingeschlossen liegen und sich erst hervorheben und sträuben, wenn sie ihren von Drüsen, die am Grunde dieser Duftinsel und Schuppen liegen, bereiteten Duftstoff entsenden sollen. Einige dieser Düfte sind, wie gesagt, auch den Menschen sehr angenehm. Bei einer in Amerika weit verbreiteten Nymphalide konnte Müller Heliotrop-, bei einer Danaide Vanilleduft feststellen. Das Männchen unseres Kohlwesflüglers soll nach Citronen duften. Am häufigsten kommt Bissam- und Moschusgeruch, der bekanntlich vielen Menschen ebenfalls sehr angenehm ist, vor, und zwar bei Tag- und Nachtfaltern, z. B. bei unsern Bindig- und Liguisterichwärtern und vielen anderen. Bei manchen Arten sind die Gerüche für menschliche Nasen weniger angenehm. Bei einigen nordamerikanischen Bärenwögeln fand Packard Opiumgeruch, und den Duft zweier schönen südamerikanischen Tagfalter bezeichneten Müller's Kinder als Fledermausgeruch. Natürlich ist der Grad der Annehmlichkeit für menschliche Nasen nicht maßgebend für Schmetterlingsweibchen, und manche Düfte, die in weite Fernen Botchaft von der Gegenwart eines Männchens tragen, mögen wir gar nicht wahrnehmen, wie man häufig Insekten musizieren sieht, ohne ihren Ton, der für unsere Ohren zu hoch sein muß, zu vernehmen. So fand Müller bei dem hübschen und häufigen Pantherspanner wohl Duftorgane, konnte aber keinerlei Duft an ihnen wahrnehmen. Bei manchen Arten erfolgt das freiwillige Hervortreiben der Duftorgane so auffällig, daß sich das Aussehen des Thieres völlig dadurch verändert. Bei einer Glaucopide, die Müller bei den Flügeln gefaßt hatte, sah er plötzlich ihren Leib wie unter einer weißen Wolke verschwinden. Eine Menge feiner weißer wolliger Fäden waren aus einer Tasche des Hinterleibes hervorgetreten und bedeckten denselben. Auch bei anderen Insekten hat man ähnliche ausströmende Duftorgane wahrgenommen, so bei manchen Käfern, bei denen sie allerdings wohl mehr der Abschreckung dienen mögen, bei Haarflüglern, welche viele Naturforscher als die Ahnen der Schmetterlinge ansehen, und anderen. (Prometheus.)

**Technisches.**

u. Hochofen bei Naturvölkern. Im Innern Afrika's lebt ein Volksstamm, der aus den dort reichlich vorhandenen Eisenerzen mit Hilfe der primitivsten Instrumente ganz vorzügliche Eisen- und Stahlgegenstände herzustellen versteht. Die von ihm verwendeten Hochofen werden einfach aus Thon gebaut und sind nicht höher als 2 bis 3 Meter. Die Erze werden von oben eingeführt. Das Gebläse, das in unseren Hochofen aus kunstvoll gebauten Luftgängen besteht, wird bei jenen einfachen Naturfindern lediglich aus Thierfellen gebildet, die mit innen ausgehöhlten Baumstämmen zu einem Maselbalse verbunden sind. Die kleine Ausflußöffnung, die sich an der Sohle des Ofens befindet, ist so lange, bis

das feurig-flüssige Metall herausströmen soll, durch einen Holzpfropfen verschlossen, der natürlich bei jeder Beschädigung von neuem hergestellt werden muß, da ihn die Gluth des Ofens jedesmal stark beschädigt. —

**Humoristisches.**

— Der moralische Papi. Lehrer (den Begriff „genügsam“ erklärend): „Denk Euch, in einer Pfanne sind zwei Knödel, ein großer und ein kleiner; welchen würdest Du nehmen, Papei?“

Der kleine Papi: „Den kleinen.“  
Lehrer (erfreut): „Recht; kannst Du mir aber auch sagen, warum?“

Papi: „Weil i eh Schläg' vom Hans krieget, wann i den großen nehmet!“ —

Stilblüthen. (Aus einem Roman): Ein süßes Lächeln hüßte über ihre schlanke Gestalt. —

Eine boshafte Bemerkung kräufelte sich auf seine Lippen. —  
(Megg. Hum. Bl.)

Heimgeluchtet. Er: „Ich würde nur eine Frau heirathen, die das gerade Gegentheil von mir ist!“ Sie: „Ein so vollkommenes Wesen werden Sie wohl kaum finden.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Das Hamburger Vollschiff „Thella“, das am 4. Februar d. J. von Leith nach Rio de Janeiro in See gegangen ist, wird für verschollen erklärt. Von der 24 Mann starken Besatzung fehlt jede Spur. —

— In Altona hat ein 50 Jahre alter Schreiber seine Frau in Schläse mit einem Hammer tödtlich verletzt. —

— Die Gurkenerte ist fast in ganz Deutschland durch Regen und Kälte verdorben worden. An der Festlandsküste des Kurischen Haffs, wo viel Gemüsebau getrieben wird, ist nahezu alles vernichtet. —

— Ein Bataillons-Lambour vom 6. Grenadier-Regiment zu Posen erschöpfte sich aus Furcht vor Strafe wegen Soldatenmißhandlung. —

— Bei einem Kampfe zwischen Schmugglern und Grenzsoldaten an der preussisch-russischen Grenze wurde der Anführer der Schmuggler lebensgefährlich verwundet. Die anderen Schmuggler entkamen. —

— In Karlowitz erkrankte eine ganze Familie nach einem Pilzessen. Ein 2½ Jahre altes Mädchen starb bald darauf an den Folgen der Vergiftung. —

— In Schönrode bei Lobjens durchschnit ein Arbeiter im Streit einem Kollegen mit einer Sense den Hals. —

— Ein 23jähriger Stellmachergehülfe hat in Hannover seine Wirthin, eine 40 Jahre alte Wittve, aus dem Fenster ihrer Dachwohnung geworfen. Sie starb bald darauf an den erlittenen Verletzungen. Verschmähte Liebe soll den Mörder zu seiner That getrieben haben. —

— Bei der Trauung wurden in Dortmund ein Arbeiter mit seiner Braut verhaftet. Die Braut, ein Dienstmädchen, hatte in ihrer letzten Stellung eine größere Anzahl Haushaltsgegenstände entwendet, mit denen sich das Paar einrichten wollte. —

y. Die 13 Jahre alte Tochter eines Bergmannes und die 8 Jahre alte Tochter eines Arbeiters in Dortmund verbrannten, als sie Petroleum in das glimmende Herdfeuer gießen wollten. —

— Beim Brand in den Dänkirchener Petroleum-Reservoirs sind 50 000 Hektoliter Petroleum vernichtet worden. —

— Eine internationale permanente Konferenz zum Studium der Tuberkulose und ihrer Heilmittel soll nach einem Beschluß des Pariser Tuberkulose-Kongresses eingerichtet werden. —

— Auf einem Versailler Bahnhof stießen beim Rangiren mehrere Wagen den Pressbock um, durchbrachen das Mauerwerk und einer von ihnen stürzte bis auf die Straße hinab. Menschen wurden nicht verletzt. —

— Der nächste internationale Chemikerkongreß soll im Jahre 1900 in Paris abgehalten werden. —

— In Kelete Baros bei Oedenburg brannten 103 Häuser mit großen Getreidevorräthen nieder. —

— Die Goldproduktion der Welt betrug 1897 nach der Feststellung des Münzdirektors der Vereinigten Staaten 240 Millionen Dollars, wozu die Vereinigten Staaten 58 Millionen Dollars beitrugen. Im Jahre 1896 wurde in der ganzen Welt für 203 Millionen Dollars Gold produziert, hiervon in den Vereinigten Staaten 53 Millionen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 7. August.